

PATRICIA CORNWELL

Dämonen



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Ein Serienkiller verbreitet Angst und Schrecken in Baton Rouge, Louisiana. Seltsamerweise scheinen ihm seine Opfer fast widerstandslos ins Netz zu gehen, bevor er sie in einer abgelegenen Fischerhütte zu Tode quält. Noch rätselhafter ist, dass die ermordeten Frauen wie Abziehbilder von Kay Scarpetta aussehen. Diese hat sich inzwischen als freie forensische Beraterin in Florida niedergelassen, nachdem sie als Gerichtsmedizinerin von Virginia entlassen wurde. Sie hofft dadurch Abstand zu den traumatischen Erlebnissen der letzten Jahre zu gewinnen: dem Tod ihres Geliebten Benton Wesley und Jean-Baptiste Chandonnes Mordanschlag auf sie. Doch als sie einen Brief aus dem Todestrakt eines Gefängnisses in Texas bekommt, ahnt sie, dass die Schreckensgestalten aus der Vergangenheit sie erneut bedrohen. Das Schreiben ist von niemand anderem als Jean-Baptiste Chandonne, der unter anderem wegen des Mordanschlags auf Scarpetta auf seine Hinrichtung wartet. Er verspricht ihr wichtige Informationen zum Serienkiller in Louisiana – stellt dafür aber eine eigentlich unzumutbare Bedingung: Scarpetta selbst soll ihm die Todesspritze geben. Ihre Nichte Lucy, die einen gefährlichen Alleingang unternimmt, und der Cop Pete Marino versuchen Scarpetta beizustehen. Die drei ahnen nicht, dass hinter den Kulissen ein Mann die Fäden zieht, mit dem absolut niemand gerechnet hat ...

Weitere Informationen zu Patricia Cornwell
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Patricia Cornwell

DÄMONEN

Ein Kay-Scarpetta-Roman

Aus dem Amerikanischen
von Karin Dufner

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel »Blow Fly«
im Verlag G.P. Putnam's Sons, New York.

Die deutsche Ausgabe wurde erstmals 2004
unter dem Titel *Die Dämonen ruhen nicht* verlegt.
Für die vorliegende Edition wurde der Text neu durchgesehen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2013
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright der Originalausgabe © 2003
by Cornwell Enterprises, Inc.

Copyright für die deutschsprachige Ausgabe
© 2004, 2012 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Getty Images/Melissa Farlow
Th · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-47740-1
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



FÜR DR. LOUIS CATALDIE,

amtlicher Leichenbeschauer
für den Bezirk Baton Rouge Ost,
einen ausgesprochen fähigen, rechtschaffenen, gütigen
und wahrheitsliebenden Mann.

Du hast die Welt lebenswerter gemacht.

Und liegen gleich miteinander in der Erde,
und Würmer decken sie zu.

Hiob 21,26

I

Dr. Kay Scarpetta hält das winzige Glasröhrchen dicht an die Kerze, um die Made zu beleuchten, die in einem giftigen Äthanolbad treibt. Schon der erste Blick sagt ihr, in welchem Stadium der Metamorphose sich der cremefarbene Leichnam, kaum größer als ein Reiskorn, befunden hat, bevor man ihn zur Aufbewahrung in diesem Reagenzglas mit schwarzem Schraubdeckelverschluss versenkte. Hätte die Larve überlebt, sie hätte sich in eine blaue *Calliphora erythrocephala*, eine Schmeißfliege, verwandelt und ihre Eier in Mund und Augen eines toten Menschen oder in den schwärenden Wunden eines noch lebenden abgelegt.

»Vielen Dank«, sagt Scarpetta und lässt den Blick den Tisch entlang über die vierzehn Polizisten und Spurensicherungsexperten des Abschlussjahrgangs 2003 an der National Forensic Academy schweifen. Er bleibt an Nic Robillards Unschuldsmiene hängen. »Ich weiß nicht, wer dieses Ding an einem Ort aufgesammelt hat, den man bei Tisch besser nicht erwähnt, um es in Gedanken an mich zu konservieren ... aber ...«

Ausdruckslose Gesichter und Achselzucken.

»... ich muss gestehen, dass ich heute zum ersten Mal im Leben eine Made geschenkt bekomme.«

Niemand bekennt sich schuldig, doch wenn Scarpetta an einem nie gezweifelt hat, dann ist es die Fähigkeit eines Polizisten zu bluffen und, wenn nötig, sogar unverfroren zu lügen. Und da sie das Zucken um Nic Robillards Mundwinkel bemerkt hat, noch ehe sonst jemand wusste, dass sie eine

Made als Tischgenossin haben, hat sie einen ganz bestimmten Verdacht.

Das Kerzenlicht streicht über das Röhrchen zwischen Scarpettas Fingerspitzen; ihre Nägel sind ordentlich gefeilt, kurz und eckig, ihre Hand ist ruhig und schmal, aber kräftig, denn schließlich hat sie es jahrelang mit widerständigen Leichen zu tun gehabt und sich durch starrsinniges Gewebe und Knochen gearbeitet.

Zu Nics Pech lachen ihre Kommilitonen nicht, und die junge Frau fühlt die Peinlichkeit wie einen kalten Hauch heraufkriechen. Obwohl sie die anderen Polizisten nach zehn Wochen eigentlich als Kollegen und Freunde betrachten sollte, ist sie immer noch *Nic the Hick*, die Provinzlerin aus Zachary, Louisiana, einem Nest von zwölftausend Einwohnern, wo Mord bis vor kurzem als nahezu unbekannte Gräueltat galt. In Zachary konnten mitunter Jahre vergehen, ohne dass jemand umgebracht wurde.

Die meisten der übrigen Lehrgangsteilnehmer sind durch ihre Arbeit in diversen Mordkommissionen so zynisch geworden, dass sie Tötungsdelikte inzwischen in verschiedene Kategorien einteilen: echter Mord, minderschwerer Mord und, wirklich und wahrhaftig, »Stadterneuerung«. Bei Nic hingegen gibt es keine verharmlosenden Bezeichnungen. Mord ist und bleibt Mord. In ihren acht Berufsjahren hat sie es erst mit zweien zu tun gehabt, beide Male Schießereien im häuslichen Umfeld. Deshalb hat sie Höllenqualen ausgestanden, als ein Dozent am ersten Lehrgangstag von einem Polizisten nach dem anderen wissen wollte, wie viele Morde seine Abteilung durchschnittlich pro Jahr bearbeite. *Keinen*, erwiderte Nic. Die nächste Frage des Dozenten galt der Anzahl der Kollegen in den jeweiligen Abteilungen. *Fünfunddreißig*, sagte Nic. *Also weniger, als wir in der achten Klasse waren*, lautete der Kommentar eines ihrer neuen Mitstudenten. Vom

ersten Tag des Lehrgangs an, der angeblich die größte Chance ihres Lebens ist, hat Nic verzweifelt versucht dazuzugehören; doch irgendwann hat sie sich damit abgefunden, dass sie – nach Polizistenweltsicht betrachtet – eben zu *denen* gehört und nicht zu *uns*.

Durch ihren ziemlich albernem Streich mit der Made hat sie, wie sie nun bedauernd feststellt, offenbar gegen irgendeine Regel verstoßen (auch wenn sie nicht ganz weiß, gegen welche). Anscheinend gehört es sich nicht, dass sie der legendären Gerichtsmedizinerin Dr. Kay Scarpetta ein Geschenk macht – sei es nun witzig oder ernst gemeint.

Nics Gesicht wird heiß, und sie spürt den Schweiß in ihren Achselhöhlen, als sie die Reaktion ihres Idols beobachtet und nicht in der Lage ist, sie zu deuten; vermutlich liegt das daran, dass Nic vor lauter Unsicherheit und Verlegenheit nicht mehr klar urteilen kann.

»Ich werde sie ›Maddie‹ nennen, obwohl wir das Geschlecht noch nicht eindeutig bestimmen können«, beschließt Scarpetta. Die zuckende Kerzenflamme spiegelt sich in den Gläsern ihrer von einem Metallrahmen eingefassten Brille. »Der Name passt, wie ich finde, zu einer Made.« Ein Deckenventilator peitscht die Flamme in ihrer Glaskuppel auf, als Scarpetta das Röhrchen hochhält. »Wer kann mir sagen, in welcher Häutungsphase Maddie ist? In welchem Lebensstadium befand sie sich, als jemand« – wieder lässt sie den Blick über die Gesichter am Tisch schweifen, bis er erneut an Nic hängenbleibt – »sie in dieses Fläschchen mit Äthanol steckte? Übrigens vermute ich, dass Maddie Flüssigkeit eingeatmet hat und ertrunken ist. Maden brauchen ebenso Luft wie wir.«

»Welches Arschloch ersäuft denn eine Made?«, höhnt einer der Polizisten.

»Also wirklich. Stell dir vor, du müsstest Alkohol einatmen ...«

»Was redest du da, Joey? Das machst du doch schon den ganzen Abend.«

Eine von böartigen Sticheleien geprägte Stimmung braut sich zusammen wie ein Sturm in der Ferne, und Nic weiß nicht, wie sie sich dem entziehen soll. Also lehnt sie sich zurück, verschränkt die Arme vor der Brust und bemüht sich, einen möglichst unbeteiligten Eindruck zu machen. Dabei fallen ihr unerwartet die abgedroschenen Verhaltensregeln ihres Vaters bei Gewitter ein: *Also, Nic, wenn es blitzt, stell dich nicht allein irgendwohin, und glaube bloß nicht, du wärst in Sicherheit, wenn du dich zwischen Bäumen versteckst. Such dir den nächstbesten Graben und duck dich so tief wie möglich hinein.* Im Augenblick hat Nic keine andere Möglichkeit, als sich hinter ihrem Schweigen zu verschanzen.

»Hey, Doc, wir haben die letzte Prüfung doch schon hinter uns.«

»Wer hat denn zu unserer Party Hausaufgaben mitgebracht?«

»Richtig, wir haben jetzt Feierabend.«

»Feierabend, ich verstehe«, entgegnet Scarpetta nachdenklich. »Wenn Sie also Feierabend haben und die Leiche einer vermissten Person gefunden wird, würden Sie nicht reagieren. Meinen Sie das damit?«

»Ich müsste warten, bis ich den Bourbon abgebaut habe«, erwidert ein Polizist, dessen rasierter Schädel glänzt wie gewachst.

»Das ist ein Argument«, antwortet sie.

Die Polizisten lachen, alle bis auf Nic.

»Es kann passieren.« Scarpetta stellt das Röhrchen neben ihr Weinglas. »Jeden Moment kann ein Anruf kommen. Vielleicht entpuppt er sich als der schlimmste Einsatz in unserem Berufsleben, und trotzdem sind wir ein bisschen beschwipst von ein paar Drinks nach Feierabend, krank oder mitten in

einem Streit mit unserem Lebenspartner, einem Freund oder einem unserer Kinder.«

Sie schiebt das halbgeessene Thunfischfilet weg und verschränkt die Hände auf dem karierten Tischtuch.

»Aber unsere Fälle warten nicht«, fügt sie hinzu.

»Wirklich nicht? Kann man sich nicht manchmal auch Zeit lassen?«, fragt ein Detective aus Chicago, den seine Kommilitonen wegen eines auf den linken Unterarm tätowierten Ankers Popeye nennen. »Zum Beispiel, wenn Knochen in einem Brunnen liegen oder in einem Keller vergraben sind. Oder bei einer Leiche unter einer Betonplatte. Die verschwindet schließlich nicht einfach.«

»Die Toten sind ungeduldig«, entgegnet Scarpetta.

2

Die Nacht auf dem Bayou erinnert Jay Talley an eine Cajun-Band: Ochsenfrösche spielen Bass, Frösche zupfen jaulende Elektrogitarren, und die Zikaden und Grillen bearbeiten Waschbretter und singende Sägen.

Er leuchtet mit der Taschenlampe einen Punkt dicht neben dem dunklen Stamm einer arthritisch gekrümmten alten Zypresse an. Die Augen eines Alligators blitzen auf und verschwinden im schwarzen Wasser. Die Moskitos mit ihrem unheilverkündenden leisen Summen lassen den Lichtstrahl vibrieren, als das BayStealth-Boot mit abgestelltem Außenbordmotor dahintreibt. Jay thront auf dem Kapitänssitz und betrachtet genüsslich die Frau im Fischtank dicht vor seinen Füßen. Als er sich vor ein paar Jahren nach einem Boot umgeschaut hat, hat ihm dieses BayStealth am meisten zugesagt. Der im Deck eingelassene Fischtank ist geräumig genug für mindestens sechzig Kilo Eis und

Fisch – oder für eine Frau mit dem Körperbau, auf den er steht.

Ihre vor Angst weit aufgerissenen Augen schimmern in der Dunkelheit. Bei Tageslicht sind sie blau, wunderschön tiefblau. Sie kneift sie schmerzhaft zusammen, als Jay zärtlich den Strahl der Taschenlampe über sie gleiten lässt, vom erwachsenen, hübschen Gesicht bis hinunter zu den rot lackierten Zehennägeln. Sie ist blond, vermutlich zwischen Anfang und Mitte vierzig, sieht jedoch jünger aus und hat eine zierliche, aber wohlgerundete Figur. Der Fischtank aus Fiberglas ist mit orangefarbenen Boots-kissen ausgepolstert, die schmutzig und voller alter Blutflecken sind. Rücksichtsvoll, ja sogar zärtlich hat Jay ihre Handgelenke und Knöchel nur locker gefesselt, sodass ihr das gelbe Nylonseil nicht das Blut abschnürt. Er hat ihr erklärt, das Seil werde ihre zarte Haut nicht aufschürfen, solange sie sich nicht sträubt.

»Es ist sowieso zwecklos, dass du dich wehrst«, meinte er mit einer Baritonstimme, die ausgezeichnet zu seiner dunklen Schönheit passt. »Und knebeln werde ich dich auch nicht. Denn Schreien bringt dir genauso wenig, verstanden?«

Als sie nickte, musste er lachen, denn es sah aus wie ein *Nein*, obwohl sie natürlich *Ja* meinte. Doch er hat Verständnis dafür, dass bei Menschen in *Todesangst* – ein Wort, das ihm stets absolut unzulänglich erschienen ist – die Gedanken und Handlungen durcheinandergeraten. Wahrscheinlich hatte Samuel Johnson, als er sich im achtzehnten Jahrhundert mit den vielen Ausgaben seines »Wörterbuchs der englischen Sprache« abmühte, keinerlei Vorstellung davon, was ein Mensch empfindet, wenn er oder sie Grauen oder den Tod *erwartet*. Diese *Erwartung* führt zu panischen Signalen in jedem Neuron und jeder Körperzelle, die weit über bloße Angst hinausgehen. Aber selbst Jay, der mehrere Sprachen

fließend beherrscht, kennt kein besseres Wort, um die Leiden seiner Opfer zu beschreiben.

Die kalte Hand des Grauens.

Nein.

Er mustert die Frau. Sie ist ein Lamm. Es gibt im Leben nur zwei Sorten von Menschen: Wölfe und Lämmer.

Jays Entschlossenheit, die Gefühle seiner Lämmer bis in die letzte Nuance auszuloten, ist zu einer gnadenlosen, an Besessenheit grenzenden Mission geworden. Das Hormon Epinephrin – Adrenalin – ist der Stoff, der einen ganz normalen Menschen in ein niederes Lebewesen verwandelt, das nicht mehr Verstand und Logik besitzt als ein gefangener Frosch. Abgesehen von der physiologischen Reaktion, die Kriminologen, Psychologen und andere sogenannte Experten als Kampf-oder-Flucht-Reflex bezeichnen, muss man zusätzlich noch die früheren Erfahrungen und die Phantasiebegabung des Lammes in Betracht ziehen. Je mehr Gewalt das Lamm zum Beispiel durch Bücher, Fernsehen, Filme oder Nachrichtensendungen ausgesetzt war, desto besser kann es sich den Albtraum ausmalen, der ihm vielleicht bevorsteht.

Aber das Wort. *Das vollkommen treffende Wort.* Es will ihm heute Nacht wieder nicht einfallen.

Er kauert sich aufs Deck und lauscht dem raschen, flachen Atmen des Lammes. Die Frau zittert, als das *Erdbeben des Grauens* (in Ermangelung des treffenden Wortes) jedes ihrer Moleküle packt und unerträgliche Verheerung unter ihnen anrichtet. Er greift hinunter in den Fischtank und berührt ihre Hand. Sie ist kalt wie der Tod. Dann presst er zwei Finger an die Seite ihres Halses, tastet nach der Karotidarterie und fühlt ihr mit Hilfe des Leuchtzeigers seiner Uhr den Puls.

»Etwa hundertachtzig«, teilt er ihr mit. »Bekomm keinen Herzinfarkt. So einen Fall hatte ich auch schon mal.«

Sie starrt ihn aus Augen, größer als der Vollmond, an. Ihre Unterlippe zittert.

»Das meine ich ernst. Bekomm keinen Herzinfarkt.« Er macht keinen Witz.

Es ist ein Befehl.

»Hol tief Luft.«

Sie tut es. Ihre Brust zittert.

»Besser?«

»Ja. Bitte ...«

»Woran liegt es nur, dass ihr kleinen Lämmer immer so scheißhöflich seid?«

Ihr schmutziges, magentafarbenes Baumwollhemd ist schon vor Tagen aufgerissen. Er klappt die zerfetzten Hälften auf, legt ihre vollen Brüste frei, die im Dämmerlicht beben und schimmern, und fährt ihre Rundungen entlang, hinunter zu ihrem zuckenden Brustkorb und der Mulde ihres flachen Unterleibs bis zum offenen Reißverschluss ihrer Jeans.

»Es tut mir leid«, flüstert sie, während eine Träne über ihr mit Schmutz beschmiertes Gesicht läuft.

»Jetzt fängst du schon wieder an.« Er lässt sich auf seinem Kapitänsthron nieder. »Glaubst du im Ernst, dass du mich durch Höflichkeit von meinen Plänen abbringst?« Seine schwelende Wut kocht hoch. »Weißt du, was Höflichkeit für mich bedeutet?«

Er erwartet eine Antwort.

Sie versucht, ihre Lippen anzufeuchten. Ihre Zunge ist trocken wie Papier. An ihrem Hals pocht sichtbar der Puls, als wäre ein winziger Vogel dort gefangen.

»Nein.« Sie stößt das Wort hervor, Tränen fließen in ihre Ohren und ihr Haar.

»Schwäche«, sagt er.

Ein paar Frösche stimmen ein Lied an. Jay betrachtet die nackte Haut seiner Gefangenen, blass und glänzend vom

Insektenschutzmittel, ein kleiner Akt der Menschlichkeit seinerseits; Grund dafür ist sein Ekel vor roten Schwellungen. Die Moskitos umschwirren sie zwar wie eine graue Wirbelwolke, landen aber nicht.

Erneut steht er von seinem Platz auf und gibt ihr einen Schluck Wasser aus einer Flasche. Der Großteil rinnt ihr das Kinn hinunter. Sie sexuell zu berühren interessiert ihn nicht. Drei Nächte bringt er sie nun schon auf sein Boot, weil er sich in Ruhe mit ihr unterhalten und auf ihre nackte Haut starren will, in der Hoffnung, dass sich ihr Körper irgendwann in den von Kay Scarpetta verwandelt. Dann jedoch wird er wütend, weil das nicht geht, wütend, weil Scarpetta niemals höflich wäre, und wütend, weil Scarpetta nicht schwach ist. Ein Teil von ihm fürchtet, rasend vor Wut, er könnte ein Versager sein, denn Scarpetta ist eine Wölfin, während er immer nur Lämmer fängt und das vollkommen treffende Wort, das WORT, einfach nicht finden kann.

Ihm wird klar, dass ihm dieses Lamm im Fischtank ebenso wenig das WORT liefern wird wie all die anderen.

»Mir wird langweilig«, teilt er dem Lamm mit. »Ich frage dich noch einmal. Letzte Chance: Wie lautet das Wort?«

Sie schluckt heftig, und ihre Stimme erinnert ihn an eine gebrochene Achse, als sie versucht, ihre Zunge zu bewegen und zu sprechen. Er hört, wie sie ihr am Gaumen klebt.

»Ich verstehe nicht. Tut mir leid ...«

»Scheiß auf die Höflichkeit, kapiert? Wie oft muss ich es dir noch sagen?«

Der winzige Vogel in ihrem Hals flattert panisch, und ihre Tränen fließen schneller.

»Wie lautet das Wort? *Beschreib mir, wie du dich fühlst.* Und antworte jetzt bloß nicht, du hättest Angst. Schließlich bist du Lehrerin, verdammt. Du musst doch einen Wortschatz von mehr als fünf Wörtern haben.«

»Ich fühle ... ich fühle Resignation«, schluchzt sie.
»Was?«
»Sie werden mich nicht freilassen«, erwidert sie. »Das weiß ich jetzt.«

3

Scarpettas hintergründiger Humor erinnert Nic an Wetterleuchten, das nicht grell ist und knackt und protzt wie ein echter Blitz, sondern ruhig und flackernd schimmert. Wie ihre Mutter früher sagte, heiÙe das, dass Gott Fotos mache.

Er fotografiert alles, was du tust, Nic, also solltest du dich gut benehmen, denn eines Tages kommt das Jüngste Gericht, und dann werden die Fotos herumgereicht, damit alle sie sich anschauen können.

Als Nic in die Highschool kam, glaubte sie schon längst nicht mehr an diesen Unsinn. Doch ihr »stiller Teilhaber«, wie sie ihr Gewissen nennt, wird vermutlich nie aufhören, sie zu warnen, dass ihre Sünden irgendwann ans Licht kommen werden. Und Nic ist überzeugt, eine ganze Menge Sünden auf sich geladen zu haben.

»Ermittlungsbeamtin Robillard?«, hört sie Scarpetta sagen.

Nic schrickt beim Klang ihres Namens zusammen, und ihre Aufmerksamkeit kehrt wieder in den gemütlichen, dunklen Speisesaal und zu den Kollegen darin zurück.

»Erzählen Sie uns, was Sie tun würden, wenn um zwei Uhr nachts Ihr Telefon läutet. Sie hätten zwar schon ein paar Drinks intus, würden aber am Tatort eines wirklich grausigen Mordes gebraucht«, erläutert Scarpetta. »Ich muss dem vorausschicken, dass im Falle eines wirklich grausigen Mordes niemand außen vor bleiben will; auch wenn wir es nur ungern zugeben, entspricht das der Wahrheit.«

»Ich trinke nicht oft«, erwidert Nic und bereut ihre Antwort sofort, als ihre Kommilitonen aufstöhnen.

»Mein Gott, Mädchen, wo kommst du denn her, aus der Sonntagsschule?«

»Ich wollte bloß sagen, dass ich es nur selten kann, weil ich einen fünfjährigen Sohn habe ...« Nics Stimme erstirbt, und sie würde am liebsten zu weinen anfangen. So lange ist sie noch nie von ihm getrennt gewesen.

Am Tisch entsteht Schweigen. Verlegenheit und Beklommenheit dämpfen die ausgelassene Stimmung.

»Hey, Nic«, meint Popeye, »hast du ein Foto von ihm dabei? Er heißt Buddy«, erklärt er Scarpetta. »Sie sollten sein Foto sehen. Ein richtiger kleiner harter Junge auf einem Pony ...«

Nic hat keine Lust, das inzwischen abgegriffene Foto im Briefaschenformat herumzugeben. Die Schrift auf der Rückseite ist verblasst und verschmiert, weil sie es so oft herausholt, um es zu betrachten. Sie wünscht sich, Popeye würde das Thema wechseln oder sie wieder wie üblich anschweigen.

»Wie viele von Ihnen haben Kinder?«, fragt Scarpetta in die Runde.

Etwa ein Dutzend Hände heben sich.

»Zu den schmerzlichen Aspekten unseres Berufs – möglicherweise ist es sogar das Schlimmste an diesem Job oder besser: unserer Mission – gehören die Auswirkungen auf die Menschen, die wir lieben«, fährt sie fort, »so sehr wir auch versuchen, sie zu schützen.«

Kein Wetterleuchten mehr. Nur eine seidig schwarze Dunkelheit, kühl und angenehm, denkt Nic, während sie Scarpetta beobachtet. Sie ist sanft. Hinter einer Fassade aus Leidenschaft, Furchtlosigkeit und gnadenloser Kompetenz ist sie sanft und gütig.

»In unserem Beruf können Beziehungen zu Opfern wer-

den. Das geschieht häufig«, spricht Scarpetta weiter. Wie immer versucht sie zu belehren, da es ihr leichter fällt, Inhalte mitzuteilen als ihre Gefühle. Im Abstandhalten ist sie Meisterin.

»Haben Sie Kinder, Doc?« Reba, eine Spurensicherungsexpertin aus San Francisco, ist schon beim vierten Whiskey Sour. Ihre Sprache klingt bereits schleppend, und sie hat kein Taktgefühl mehr.

Scarpetta zögert. »Ich habe eine Nichte.«

»Ach ja, jetzt fällt's mir wieder ein. Lucy. Sie ist oft in den Nachrichten. Oder vielmehr, *war ...*«

Dumme, betrunkene Ziege, ereifert sich Nic in Gedanken.

»Ja, Lucy ist meine Nichte«, erwidert Scarpetta.

»FBI. Computergenie.« Reba lässt nicht locker. »Und was kam dann? Lassen Sie mich überlegen. Irgendwas mit Helikoptern und dem AFT ...«

ATF – Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms, du besoffene Gans. In Nics Kopf blitzt und donnert es.

»... weiß nicht mehr genau. War da nicht ein großes Feuer, bei dem jemand umgekommen ist? Was macht sie denn jetzt?« Reba leert ihren Whiskey Sour und hält Ausschau nach der Kellnerin.

»Das ist schon lange her.« Scarpetta beantwortet ihre Frage nicht, und Nic bemerkt an ihr eine Erschöpfung und Traurigkeit, die so unabänderlich verwachsen ist wie die gekrümmten Stümpfe der Zypressen in den Sümpfen und Bayous ihrer Heimat im Süden von Louisiana.

»Ist das nicht ein Witz? Ich hatte ganz vergessen, dass sie Ihre Nichte ist. Inzwischen hat sie es doch weit gebracht – oder hatte es, vorübergehend«, redet Reba rücksichtslos weiter und schiebt ihr kurzes dunkles Haar aus den blutunterlaufenen Augen. »Sie hat Ärger gehabt, richtig?«

Blöde Tussi, halt's Maul!

Ein Blitzstrahl durchschneidet den schwarzen Vorhang der Nacht, und kurz kann Nic auf der anderen Seite weißes Tageslicht erkennen. So hat ihr Vater es immer erklärt. *Siehst du, Nic*, meinte er, wenn sie während tobender Gewitter aus dem Fenster schauten und der Blitz unvermittelt und ohne Vorwarnung zickzackförmig den Himmel durchschneidet wie eine gleißende Klinge: *Es gibt immer ein Morgen, verstehst du? Du musst ganz schnell hinschauen, Nic. Auf der anderen Seite ist Morgen. Das grelle weiße Licht. Und sieh, wie schnell es heilt. Gott heilt genauso schnell.*

»Reba, geh zurück ins Hotel«, weist Nic sie in demselben strengen, beherrschten Tonfall an, den sie auch benützt, wenn Buddy einen Trotzanfall hat. »Du hattest für heute genug Whiskey.«

»Ach, Entschuldigung, Miss Oberstreberin.« Reba redet, als hätte sie Gummibänder im Mund.

Nic spürt Scarpettas Blick auf sich und wünscht, sie könnte ihr signalisieren, dass sie auf ihrer Seite steht oder sich zumindest für Rebas unmögliches Benehmen entschuldigen will.

Lucy, die Nichte, schwebt wie ein Hologramm im Raum, und Scarpettas kaum wahrnehmbare, aber sehr emotionale Reaktion löst in Nic eine heftige Eifersucht aus, von der sie gar nichts geahnt hat. Sie fühlt sich der Nichte ihres Idols, der Superpolizistin, deren Welt und Talente im Vergleich zu denen von Nic unermesslich sind, unterlegen. Ihr Herz schmerzt wie ein erstarrtes Gelenk, das endlich wieder bewegt werden kann, so wie damals, als ihre Mutter ihr jedes Mal, wenn die Schiene abgenommen wurde, vorsichtig den gebrochenen Arm gerade bog.

Schmerz ist etwas Gutes, Kind. Wenn du nichts spüren würdest, wäre dein kleines Ärmchen tot und würde abfallen. Und das möchtest du doch nicht, oder?

Nein, Mama. Tut mir leid, dass mir das passiert ist.

Aber das ist doch albern, Nicci. Schließlich hast du dir ja nicht mit Absicht wehgetan!

Ich habe Papa nicht gehorcht. Ich bin in den Wald gelaufen, und dort bin ich gestolpert ...

Wir machen alle Fehler, wenn wir Angst haben, Kind. Vielleicht war es sogar das Beste, dass du hingefallen bist. So hast du nämlich auf dem Boden gelegen, als es überall geblitzt und gedonnert hat.

4

In Nics Erinnerungen an ihre Kindheit im tiefen Süden wimmelt es von Gewittern.

Offenbar hatte der Himmel damals allwöchentlich schreckliche Wutanfälle, donnerte wie rasend und versuchte gleichzeitig, jedes Lebewesen auf der Erde entweder zu ertränken oder durch einen Stromstoß niederzustrecken. Immer wenn Donnerwolken hässlich und gefährlich grolend am Himmel drohten, hielt ihr Vater ihr Vorträge über Schutzmaßnahmen, während ihre hübsche blonde Mutter an der Fliegentür stand und Nic bedeutete, sie solle einfach ins Haus laufen, sich an einen warmen, trockenen Ort flüchten und in ihren Armen verstecken.

Papa knipste dann immer die Lichter aus, und so saßen sie zu dritt in der Dunkelheit, erzählten sich Geschichten aus der Bibel und wetteiferten, wie viele Verse und Psalmen jeder auswendig aufsagen konnte. Eine wortwörtliche Wiedergabe war fünfundzwanzig Cent wert, aber ihr Vater rückte das Geld erst heraus, wenn das Gewitter vorbei war, denn Vierteldollars bestehen aus Metall, und Metall zieht den Blitz an.

Du sollst nicht begehren.

Nics Aufregung kannte keine Grenzen, als sie erfuhr,

dass Dr. Kay Scarpetta zu den Gastdozenten der Academy gehören würde. Sie sollte in der zehnten und letzten Woche des Lehrgangs ein Seminar zum Thema »Feststellung von Todesursachen« abhalten. Nic hatte das Gefühl, dass die ersten neun Wochen überhaupt nicht vergehen wollten. Dann traf Scarpetta in Knoxville ein, und Nics erste Begegnung mit ihr fand zu ihrer großen Verlegenheit ausgerechnet in der Damentoilette statt, wo Nic soeben die Spülung betätigt hatte und, den Reißverschluss der Hose ihrer marineblauen Ausgehuniform zuziehend, aus einer Kabine kam.

Scarpetta wusch sich gerade die Hände, und Nic erinnerte sich an ihre Überraschung, als sie zum ersten Mal ein Foto von ihr gesehen und festgestellt hatte, dass sie gar kein dunkler, spanischer Typ war. Das war vor etwa acht Jahren gewesen, als Nic Scarpetta nur dem Namen nach gekannt und deshalb keinen Grund zu der Annahme gehabt hatte, diese könnte eine blauäugige Blondine sein, deren Vorfahren aus Norditalien stammen. Einige von ihnen waren Bauern an der österreichischen Grenze und dem Aussehen nach nicht von Deutschen zu unterscheiden.

»Hallo, ich bin Dr. Scarpetta«, sagte ihr Idol, als wäre zwischen der spülenden Toilette und Nic nicht der geringste Zusammenhang erkennbar. »Lassen Sie mich raten: Sie sind bestimmt Nicole Robillard.«

Nic verschlug es die Sprache, und sie wurde feuerrot im Gesicht. »Woher ...«

Noch ehe sie den Rest ihrer Frage hervorstammeln konnte, erklärte Scarpetta: »Ich habe mir Kopien von allen Anmeldungen einschließlich der Fotos kommen lassen.«

»Wirklich?« Nic war nicht nur überrascht, dass Scarpetta ihre Anmeldungen hatte sehen wollen, sondern konnte sich auch nicht vorstellen, dass sie Zeit und Interesse dafür aufbrachte. »Dann kennen Sie wahrscheinlich auch meine

Sozialversicherungsnummer«, versuchte sie es mit einem Witz.

»Nein, an die erinnere ich mich nicht«, erwiderte Scarpetta und trocknete ihre Hände mit einem Papierhandtuch ab.
»Aber sonst weiß ich genug.«

5

»Zweites Häutungsstadium.« Nic demonstriert ihr Wissen, indem sie die längst vergessene Frage zu Maddie, der Made, beantwortet.

Die Polizisten am Tisch wechseln entnervte Blicke. Nic hat das Talent, ihre Kollegen gegen sich aufzubringen, und diese Gabe in den vergangenen zweieinhalb Monaten immer wieder bewiesen. In mancherlei Hinsicht erinnert sie Scarpetta an Lucy, die die ersten einundzwanzig Jahre ihres jungen Lebens damit verbracht hat, die Mitmenschen nie begangener Fehler zu beschuldigen und sich bis zum Exhibitionismus mit ihren eigenen Fähigkeiten zu brüsten.

»Sehr gut, Nic«, lobt Scarpetta.

»Wer hat denn diese Klugscheißerin eingeladen?« Reba, die sich standhaft weigert, ins Holiday Inn zurückzukehren, hat Spaß am Stänkern, wenn sie sich nicht gerade ihrem Essen widmet.

»Wahrscheinlich hat Nic zu wenig getrunken, leidet jetzt an Delirium tremens und sieht überall Maden herumkriechen«, meint der Detective mit dem wie poliert glänzenden Schädel.

Die Blicke, die er Nic zuwirft, sind ziemlich eindeutig. Obwohl sie die Lehrgangsstreberin ist, steht er auf sie.

»Und du hältst ein Stadium vermutlich für eine Sportstätte.« Eigentlich möchte Nic witzig sein, aber sie kann ihre

ernste Stimmung nicht abschütteln. »Siehst du die kleine Made, die ich Dr. Scarpetta geschenkt habe ...?«

»Aha! Endlich ein Geständnis!«

»Sie befindet sich im zweiten Entwicklungsstadium.« Nic weiß, dass sie jetzt besser aufhören sollte. »Hat sich nach dem Schlüpfen schon einmal gehäutet.«

»Ach ja? Woher weißt du das? Warst du Augenzeugin? Hast du tatsächlich gesehen, wie die kleine Maddie ihr Häutchen abgestreift hat?«, entgegnet der Detective mit dem rasierten Schädel und zwinkert ihr zu.

»Nic hat ein Zelt auf der Body Farm und schläft da draußen bei ihren kleinen Krabbelfreunden«, merkt jemand an.

»Das würde ich tun, wenn es nötig wäre.«

Niemand widerspricht ihr. Nic ist bekannt für ihre Ausflüge zu dem knapp einen Hektar großen bewaldeten Gebiet, wo ein Labor der University of Texas steht. Dort wird der Verwesungsprozess anhand gespendeter menschlicher Leichen untersucht, um den vielen wichtigen, mit dem Tod zusammenhängenden Faktoren auf den Grund zu kommen, von denen der Todeszeitpunkt nicht der geringfügigste ist. Man witzelt, Nic besuche die Body Farm, wie andere Leute im Altersheim bei der Verwandtschaft vorbeischauen.

»Ich wette, Nic kennt jede Made, jede Fliege, jeden Käfer und jeden Bussard da draußen persönlich.«

Die Witze und widerwärtigen Scherze gehen weiter, bis Reba mit einem lauten Klappern die Gabel fallen lässt. »Nicht, während ich ein halb durchgebratenes Steak esse!«

»Der Spinat gibt dem Ganzen einen hübschen grünen Touch, Mädchen.«

»Schade, dass kein Reis dabei ist ...«

»Hey, es ist noch nicht zu spät! Bedienung! Bringen Sie dieser Dame eine hübsche Schüssel Reis. Mit Sauce.«

»Und was sind das für kleine schwarze Punkte, die wie

Maddies Augen aussehen?« Scarpetta hält das Röhrchen wieder ans Kerzenlicht, in der Hoffnung, dass ihre Schüler sich beruhigen, bevor sie noch alle des Restaurants verwiesen werden.

»Augen«, meint der Polizist mit dem rasierten Schädel. »Es sind doch Augen, oder?«

Reba beginnt auf ihrem Platz hin und her zu schwanken.

»Nein, das ist nicht richtig«, entgegnet Scarpetta. »Los, ich habe Ihnen doch vorhin schon einen Tipp gegeben.«

»Für mich sehen sie aus wie Augen. Wie die schwarzen Schweinsäuglein von Magilla.«

In den vergangenen zehn Wochen ist Sergeant Magil aus Houston wegen seines behaarten, muskelbepackten Körpers zu dem Spitznamen »Magilla der Gorilla« gekommen.

»Hey!«, protestiert er. »Fragt mal meine Freundin, ob ich Augen wie eine Made habe. Sie blickt mir nämlich tief hinein« – er zeigt darauf – »und fällt dann in Ohnmacht.«

»Genau das ist es ja, Magilla. Wenn ich dir in die Augen schauen würde, würde ich auch umkippen.«

»Es müssen Augen sein. Woher zum Teufel weiß die Made sonst, wo sie hinwill?«

»Es sind Tracheen«, antwortet Nic. »Die kleinen schwarzen Punkte, meine ich. Wie winzige Schnorchel, damit die Made atmen kann.«

»Schnorchel?«

»Moment mal. Geben Sie mir mal das Ding rüber, Dr. Scarpetta. Ich will sehen, ob Maddie auch eine Taucherbrille und Flossen hat.«

Eine dünne Ermittlerin aus Michigan muss so lachen, dass sie den Kopf auf die Tischplatte stützt.

»Wenn wir das nächste Mal einen Aufgeschlitzten finden, brauchen wir nur nach den kleinen Schnorcheln Ausschau zu halten ...«

Aus dem Gelächter werden Lachkrämpfe. Magilla rutscht von seinem Stuhl und legt sich rücklings auf den Boden. »Oh, Mist, ich muss gleich kotzen!«, kreischt er.

»*Schnorchel!*«

Scarpetta gibt auf und lehnt sich wortlos zurück. Sie hat die Situation nicht mehr im Griff.

»Nic, ich wusste gar nicht, dass du Kampftaucherin bei der Navy bist!«

So geht es weiter, bis der Geschäftsführer des Ye Olde Steak House lautlos in der Tür erscheint – offenbar will er auf diese Weise mitteilen, dass die Feier in seinem Hinterzimmer die übrigen Gäste stört.

»Okay, Jungs und Mädchen«, sagt Scarpetta in einem leicht drohenden Ton. »Es reicht.«

Die Heiterkeit verfliegt in überschallartiger Geschwindigkeit. Es ist Schluss mit den Madenwitzen, und Scarpetta bekommt weitere Geschenke: einen Space-Kugelschreiber, der angeblich »bei Regen, Schneestürmen und auch, wenn man ihn aus Versehen bei einer Autopsie in die Brusthöhle fallen lässt«, weiterschreibt. Eine Mini-Maglite, »um auch an schwer erreichbaren Stellen etwas zu sehen«. Und eine dunkelblaue Baseballkappe, bestickt mit so viel Goldlitze, dass es für einen General genügen würde.

»General Dr. Scarpetta. Salutiert!«

Alle stoßen an, während sie gespannt auf Scarpettas Reaktion warten. Wieder fliegen lästerliche Kommentare durch die Luft wie Schrotkugeln. Magilla schenkt Scarpetta Wein aus einem Vier-Liter-Pappkarton mit Druckhebel nach. Sie vermutet, dass der billige Chardonnay aus Trauben aus den niedrigsten Lagen gemacht ist, wo das Wasser nicht richtig abfließen kann. Wenn sie Glück hat, ist der Wein vier Monate alt. Morgen wird sie einen Kater haben. Da ist sie ganz sicher.

Früh am nächsten Morgen bittet der Mann vom Sicherheitsdienst des Kennedy Airport in New York Lucy Farinelli, ihre überdimensionierte Breitling-Uhr aus Edelstahl abzunehmen, das Kleingeld aus den Taschen zu kramen und alles auf ein Tablett zu legen.

Es ist keine Bitte mehr, sondern ein Befehl, als man sie auffordert, Turnschuhe, Jacke und Gürtel abzulegen und diese mitsamt ihrem Aktenkoffer auf dem Fließband zu deponieren, das die Sachen durch den Röntgenapparat transportieren wird. Außer einem Mobiltelefon, einer Haarbürste und einem Lippenstift wird nichts auf dem Bildschirm zu sehen sein. Die Mitarbeiterinnen von British Airways in ihren dunklen Blazern und den marineblauen Kleidern mit rot-weißen Karos sind zwar ziemlich freundlich, aber die Flughafenpolizei wirkt nervöser als sonst. Obwohl der türrahmenförmige Metalldetektor nicht anspringt, als Lucy auf Sportsocken und in rutschenden Jeans hindurchschreitet, wird sie noch mit dem Handscanner überprüft, sodass die Drahtbügel ihres BHs ein Piepsen auslösen.

»Arme hochhalten«, fordert die kräftig gebaute Sicherheitsbeamtin sie auf.

Als Lucy lächelnd die Arme ausbreitet wie am Kreuz, wird sie von der Frau rasch abgetastet. Ihre Hände huschen unter Lucys Achseln und Brüste und gleiten ihre Schenkel hinauf bis zum Schritt – natürlich verläuft alles sehr professionell. Andere Fluggäste passieren unbehelligt, und insbesondere die Männer finden den Anblick der attraktiven jungen Frau mit den ausgebreiteten Armen und gespreizten Beinen sehr spannend. Doch Lucy kümmert das nicht. Sie hat schon zu viel erlebt, um Energie auf ihr Schamgefühl zu verwenden, und

ist versucht, ihre Bluse aufzuknöpfen, den Bügel-BH vorzuzeigen und der Beamtin zu versichern, dass keine Batterie und auch kein winziger – sehr winziger – Sprengmechanismus daran befestigt sind.

»Es liegt an meinem Büstenhalter«, meint sie lässig zu ihr, die um einiges aufgeregter wirkt als ihr Opfer. »Verdammt, ich vergesse jedes Mal, einen BH ohne Drahtbügel anzuziehen, vielleicht einen Sport-BH oder gar keinen. Tut mir leid, dass ich Ihnen Umstände mache, Officer Washington.« Sie hat den Namen auf ihrem Schildchen gelesen. »Danke, dass Sie Ihre Arbeit so ernst nehmen. In was für einer Welt leben wir nur? Offenbar haben wir wieder Terrorwarnung, Alarmstufe Orange.«

Lucy lässt die überraschte Beamtin stehen, klaubt ihre Uhr und das Kleingeld vom Tablett und sammelt Aktenkoffer, Jacke und Gürtel ein. Dann setzt sie sich abseits auf den kalten, harten Boden, zieht die Turnschuhe an, spart sich aber das Zuschnüren. Anschließend steht sie auf, immer noch die Höflichkeit selbst, für den Fall, dass die Polizisten oder Mitarbeiter von British Airways sie beobachten. Aus der Gesäßtasche ihrer Jeans holt sie Ticket und Pass, beide ausgestellt auf einen ihrer vielen falschen Namen. Mit schlappenden Schnürsenkeln geht sie unbeirrt den gewundenen, mit einem Teppich belegten Flugsteig 10 entlang und duckt sich durch die kleine Tür der Concorde, Flug 01. Eine Flugbegleiterin der British Airways kontrolliert lächelnd Lucys Bordkarte.

»Sitz 1C.« Sie zeigt auf die erste Reihe, den Gangplatz am Spant, als ob Lucy noch nie in einer Concorde gereist wäre.

Das letzte Mal ist es unter einem anderen Namen gewesen. Lucy trug eine Brille und grüne Kontaktlinsen und hatte, entsprechend ihrem Passfoto, leicht auswaschbares schrillblaues Haar mit violetten Strähnchen. Als Beruf gab sie »Musikerin« an. Obwohl ihre nichtexistierende Techno-Band Yellow Hell

unmöglich jemand kennen konnte, erntete sie von vielen Leuten ein »Oh, ja, hab ich schon gehört! Cool!«.

Lucy verlässt sich auf die erschreckend schlechte Beobachtungsgabe der allgemeinen Bevölkerung. Sie zählt darauf, dass es niemand wagt, seine Unwissenheit zuzugeben, und dass die meisten Menschen deshalb dreiste Lügen als ihnen vertraute Wahrheiten schlucken. Gleichzeitig ist sie überzeugt davon, dass ihre Gegner alles um sich herum bemerken, und ist deshalb wie sie ständig auf der Hut.

Als der Zollbeamte besonders gründlich ihren Pass musterte, wusste sie sein Verhalten zu deuten und konnte daraus ableiten, dass zurzeit eine ausgesprochen angespannte Sicherheitslage herrscht. Interpol hat über das Internet in 182 Ländern eine Rote Meldung, also einen dringenden Fahndungsaufruf, verbreitet. Gesucht wird ein flüchtiger Verbrecher namens Rocco Caggiano, der in Italien und Frankreich mehrere Morde begangen haben soll. Rocco ahnt nicht, dass Lucy selbst die Information an die Zentralstelle von Interpol in Washington geschickt hat. Ihr glaubhafter Hinweis wurde gründlich überprüft, bevor man ihn durch den Cyberspace an die Interpol-Zentrale im französischen Lyon weiterleitete, von wo aus man die Rote Meldung an die Gesetzeshüter auf der ganzen Welt herausgab. Die gesamte Prozedur hat nur wenige Stunden in Anspruch genommen.

Rocco kennt Lucy nicht, obwohl er weiß, wer sie ist. Sie hingegen ist bestens über ihn im Bilde, auch wenn sie ihn ebenfalls nie persönlich getroffen hat. Als sie sich nun setzt, den Sicherheitsgurt anlegt und die Concorde ihre Triebwerke von Rolls-Royce anlässt, kann sie es kaum erwarten, Rocco Caggiano zu sehen. Ihre Ungeduld hat den Grund in einer schwelenden Wut, die sich bis zu ihrer Ankunft in Osteuropa in Nervosität und Furcht verwandelt haben wird.

»Ich hoffe stark, dass Sie sich nicht so miserabel fühlen wie ich«, meint Nic zu Scarpetta.

Sie sitzen im Salon von Scarpettas Suite im Marriott und warten auf den Zimmerservice. Obwohl es erst neun Uhr morgens ist, hat Nic sich schon zweimal nach Scarpettas Befinden erkundigt. Dass sie solche Banalitäten überhaupt von sich gibt, liegt zum großen Teil daran, dass sie sich geschmeichelt fühlt und ihr Glück kaum fassen kann, dass die Frau, die sie so sehr bewundert, sie zum Frühstück eingeladen hat.

Warum ich? Diese Frage rollt in Nics Kopf herum wie eine Bingokugel. *Vielleicht aus Mitleid.*

»Es ist mir schon mal besser gegangen«, erwidert Scarpetta schmunzelnd.

»Popeye und sein Wein. Aber er hatte schon schlimmeres Gift auf Lager als das von gestern.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass es etwas noch Schlimmeres gibt«, erwidert Scarpetta, als es an der Tür klopft. »Bis auf echtes Gift natürlich. Moment, bitte.«

Sie steht vom Sofa auf. Der Zimmerservice ist da und rollt ein Tischchen herein. Scarpetta unterschreibt die Rechnung und gibt ein Trinkgeld in bar. Nic fällt auf, wie großzügig sie ist.

»Popeyes Zimmer – Nummer eins-null-sechs – ist die Partyzone«, erklärt Nic. »Man kann einfach abends mit einem Sixpack reinspazieren und das Bier in der Badewanne deponieren. Ab zwanzig Uhr macht er eigentlich nichts anderes mehr, als Zehn-Kilo-Beutel mit Eiswürfeln heranzuschaffen. Gut, dass er im Parterre wohnt. Ich war einmal dabei.«

»Nur einmal in zehn Wochen?« Scarpetta mustert sie forschend.

Wenn Nic wieder in Louisiana ist, wird sie es mit den vermutlich grausigsten Mordfällen ihres bisherigen Lebens zu tun bekommen. Bis jetzt hat sie kein Wort darüber verloren, und Scarpetta macht sich Sorgen um sie.

»Als ich an der Johns Hopkins University Medizin studiert habe«, beginnt Scarpetta, während sie Kaffee einschenkt, »war ich eine von drei Frauen in meinem Jahrgang. Falls es dort irgendwann mal eine Badewanne voller Bier gegeben haben sollte, habe ich nie davon erfahren. Wie trinken Sie Ihren Kaffee?«

»Mit viel Sahne und Zucker. Aber Sie brauchen mich nicht zu bedienen, während ich nur rumsitze.« Nic springt von ihrem Ohrensessel auf.

»Behalten Sie ruhig Platz.« Scarpetta stellt Nics Kaffee auf den Tisch. »Es gibt Croissants und ziemlich ungenießbar aussehende Bagels. Greifen Sie zu.«

»Als Sie Medizin studiert haben, waren Sie wenigstens nicht aus einem Provinznest und keine ...« Beinahe hätte Nic *Landpomeranze* gesagt. »Miami ist schließlich kein Nest in Louisiana. Alle anderen Teilnehmer dieses Lehrgangs kommen aus der Großstadt.«

Sie blickt auf Scarpettas Kaffeetasse und beobachtet, wie sie diese ohne das leiseste Zittern an die Lippen führt. Scarpetta trinkt ihren Kaffee schwarz und scheint keinen Appetit zu haben.

»Als mein Vorgesetzter sagte, unserer Dienststelle sei ein vollfinanzierter Platz an der Academy angeboten worden, und mich fragte, ob ich Interesse hätte, war ich fassungslos«, spricht Nic weiter, obwohl sie befürchtet, sie könnte zu viel über sich selbst reden. »Ich konnte es kaum glauben und musste Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mich knapp drei Monate von zu Hause loszueisen. Dann kam ich hier in Knoxville an und stellte fest, dass ich Reba als Zim-

mergenossin hatte. Ich kann nicht behaupten, dass das ein Zuckerschlecken war, doch ich will nicht hier sitzen und jammern ...« Nervös greift Nic nach ihrer Tasse, stellt sie weg, nimmt sie dann wieder und ballt ihre Serviette auf dem Schoß zu einem Knäuel zusammen. »... insbesondere nicht in Ihrer Gegenwart.«

»Warum ausgerechnet nicht bei mir?«

»Offen gestanden habe ich gehofft, ich könnte einen guten Eindruck auf Sie machen ...«

»Das haben Sie auch.«

»... und Sie wirken nicht wie jemand, der viel für Jammerlappen übrighat.« Nic hebt den Kopf und sieht Scarpetta an. »Schließlich sind die Leute zu Ihnen auch nicht immer nett.«

Scarpetta lacht. »Das ist noch stark untertrieben.«

»Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt. Die Leute sind neidisch auf Sie, und Sie mussten viele Kämpfe ausfechten. Ich meinte damit nur, dass Sie sich nie beklagen.«

»Da sollten Sie mal Rose fragen.« Scarpetta ist ziemlich amüsiert.

Nics Kopf ist wie leergefegt, als ob sie eigentlich wissen müsste, wer Rose ist, es jedoch vergessen hat.

»Meine Sekretärin«, erklärt Scarpetta und trinkt einen Schluck Kaffee.

Verlegenes Schweigen. »Was ist aus den anderen beiden geworden?«, fragt Nic nach einer Weile.

Scarpetta versteht nicht.

»Den beiden anderen Frauen in Ihrem Studienjahrgang.«

»Eine hat das Handtuch geworfen. Ich glaube, die andere hat geheiratet und ihren Beruf nie ausgeübt.«

»Ich wüsste gern, wie sie heute zu ihrer Entscheidung stehen. Wahrscheinlich bereuen sie es.«

»Bestimmt machen sie sich über mich dieselben Gedan-

ken«, erwidert Scarpetta. »Und sicher glauben sie, dass ich meine Entscheidung auch bereue.«

Nic öffnet ungläubig den Mund. »Sie?«

»Man muss für alles Opfer bringen. Normalerweise kommt man erst dahinter, wenn man erreicht, was man sich im Leben immer gewünscht hat, und zu seinem Entsetzen feststellen muss, dass man dafür Hass anstelle von Beifall erntet.«

»Ich glaube nicht, dass ich gehasst werde. Vielleicht werde ich häufig aufgezogen ... aber nicht zu Hause«, entgegnet Nic rasch. »Nur weil ich bei einer kleinen Polizeidienststelle arbeite und nicht in Los Angeles, bin ich noch lange nicht dumm.« Als sie sich für ihr Thema zu erwärmen beginnt, wird ihre Stimme lauter. »Ich bin kein hinterwäldlerischer, zurückgebliebener Schlammkriecher ...«

»Schlammkriecher.« Scarpetta runzelt die Stirn. »Ich glaube, dieses Wort kenne ich noch nicht.«

»Das ist eine Art Flusskrebs.«

»Hat jemand in Ihrem Kurs Sie als Flusskrebs bezeichnet?«

Wider Willen muss Nic grinsen. »Ach, zum Teufel. Die meisten haben wahrscheinlich noch nie im Leben einen Flusskrebs gesehen und wissen gar nicht, was das ist.«

»Aha.«

»Aber ich verstehe, was die anderen meinen, so halbwegs zumindest«, sagt Nic. »In Zachary gibt es nur zwei weibliche Streifenpolizisten. Ich bin die einzige Frau bei der Kriminalpolizei, und das liegt nicht etwa daran, dass der Polizeichef frauenfeindlich wäre. Wir haben sogar eine Bürgermeisterin. Doch wenn ich im Pausenraum bin, um mir einen Kaffee zu holen oder etwas zu essen, bin ich meistens die einzige Frau. Offen gestanden mache ich mir nur selten Gedanken deswegen. Aber hier in der Academy ist es mir oft im Kopf herumgegangen ... Anscheinend gebe ich mir zu viel Mühe

zu beweisen, dass ich keine Hinterwäldlerin bin. Und damit falle ich allen auf die Nerven ... Tja, ich weiß, dass Sie weg-müssen«, unterbricht sie sich. »Bestimmt müssen Sie noch packen, und ich möchte nicht, dass Sie Ihr Flugzeug verpassen ...«

»Nicht so schnell«, erwidert Scarpetta. »Ich finde, dieses Gespräch ist noch nicht zu Ende.«

Nic wird etwas lockerer. Ihr hübsches Gesicht wirkt jetzt lebendiger, und ihr schlanker Körper kauert nicht mehr starr auf der Sesselkante. Als sie weiterspricht, klingt sie weniger nervös.

»Ich verrate Ihnen jetzt, was das größte Kompliment war, das ich während der ganzen zehn Wochen bekomme habe: Reba meinte, ich sähe Ihnen ein bisschen ähnlich ... Natürlich war sie wieder mal blau ... Hoffentlich habe ich Sie jetzt nicht beleidigt.«

»Wohl eher sich selbst«, gibt Scarpetta bescheiden zurück. »Wenn ich den Angaben in Ihrer Anmeldung trauen kann, bin ich nämlich ein bisschen älter als Sie.«

»Sechsendreißig im August. Es ist erstaunlich, was Sie sich alles über andere Leute merken.«

»Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, so viel wie möglich über meine Mitmenschen zu erfahren. Zuhören ist wichtig. Die meisten Leute sind ständig damit beschäftigt, Schlüsse zu ziehen, und kreisen zu sehr um sich selbst, um richtig zuzuhören. Im Leichenschauhaus hingegen sprechen meine Patienten sehr leise und verzeihen es mir nicht, wenn ich nicht die Ohren spitze und alles, was möglich ist, über sie herausfinde.«

»Manchmal höre ich meinem Sohn Buddy nicht so gut zu, wie ich sollte, weil ich in Hetze oder einfach zu müde bin.« Ein trauriger Ausdruck stiehlt sich in Nics Augen. »Dabei müsste ich am besten wissen, wie das ist, denn Ricky hat mir

fast nie zugehört, was ein Grund war, warum es mit uns nicht geklappt hat. Einer von vielen Gründen.«

Scarpetta hatte den Verdacht, dass es in Nics Ehe kriselt oder dass sie bereits gescheitert ist. Menschen, die in unglücklichen Beziehungen leben, strahlen eine nicht zu übersehende Unzufriedenheit und Einsamkeit aus. In Nics Fall gibt es diese Anzeichen, insbesondere die Wut, die sie erfolgreich zu verstecken glaubt.

»Wie schlimm ist es?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Wir leben getrennt und haben die Scheidung eingereicht.« Nic greift nach ihrer Kaffeetasse. »Gott sei Dank wohnt mein Vater in Baton Rouge ganz in der Nähe, denn sonst wüsste ich nicht, wohin ich mit Buddy soll. Ich traue Ricky nämlich zu, dass er ihn mir schon allein aus Rache wegnehmen würde.«

»Aus Rache? Wofür denn?«, fragt Scarpetta, die einen Grund für ihre Neugier hat.

»Das ist eine lange Geschichte. Es ging schon seit über einem Jahr bergab – was nicht heißt, dass es jemals gut gelaufen wäre.«

»Etwa seit der Zeit, als aus Ihrer Gegend immer wieder Frauen verschwanden?«, kommt Scarpetta endlich auf den Punkt. »Ich möchte wissen, wie Sie an diese Sache herangehen wollen, denn sie wird Ihnen noch zu schaffen machen, wenn Sie das zulassen, und zwar dann, wenn Sie am wenigsten damit rechnen. Mir ist nicht entgangen, dass Sie die Fälle kein einziges Mal erwähnt haben, zumindest nicht, seit ich hier bin. Zehn Frauen in vierzehn Monaten. Verschwunden aus ihren Häusern und Autos und von Parkplätzen im Großraum Baton Rouge. Vermutlich tot. Ich bin sicher, dass sie nicht mehr leben. Und ich bin außerdem überzeugt davon, dass sie von ein und demselben Menschen ermordet wurden, der ziemlich clever sein muss – sehr clever sogar. Intelligent und erfahren genug, um sich das Vertrauen seiner Opfer zu

erschleichen, sie zu entführen und die Leichen anschließend zu beseitigen. Er hat bereits mehrfach getötet, und er wird es wieder tun. Die letzte Entführung fand erst vor vier Tagen statt, und zwar in Zachary. Das heißt, dass es in Zachary jetzt zwei Fälle gibt; der erste ist schon einige Monate alt. Das ist es, was Sie bei Ihrer Heimkehr erwartet, Nic. Ein Serienmörder. Zehn Leichen.«

»Nicht zehn. Nur die zwei von Zachary. Ich gehöre nicht zur Sonderkommission«, erwidert Nic mit kaum verhohlener Wut. »Für die hohen Tiere bin ich eine Nummer zu klein. Sie brauchen keine Hilfe von jämmerlichen Dorfpolizistinnen wie mir, so sieht es zumindest der zuständige Bundesstaatsanwalt.«

»Was hat denn die Bundesstaatsanwaltschaft damit zu tun? Die Morde fallen doch nicht in den Zuständigkeitsbereich des FBI.«

»Weldon Winn ist nicht nur ein egoistisches Arschloch, sondern auch ein Idiot. Und es gibt nichts Schlimmeres, als wenn dumme, arrogante Menschen Macht haben. Die Fälle sind sehr medienwirksam, in den Nachrichten wird ständig darüber berichtet. Deshalb will Winn unbedingt mitmischen, damit er irgendwann vielleicht Bundesrichter oder Senator wird ... Aber Sie haben recht. Ich weiß, was mich zu Hause erwartet. Doch ich kann nichts weiter tun, als nach den beiden verschwundenen Frauen in Zachary zu fahnden, obwohl mir natürlich klar ist, dass ein Zusammenhang zu den anderen acht Fällen besteht.«

»Interessant, dass es jetzt auch weiter nördlich von Baton Rouge zu Entführungen gekommen ist«, meint Scarpetta. »Möglicherweise ist dem Täter in seinem bisherigen Jagdrevier der Boden zu heiß geworden.«

»Das einzig Positive an dieser Sache ist, dass Zachary zwar zum Kreis Baton Rouge Ost gehört, aber nicht mehr unter die

Zuständigkeit der Polizei von Baton Rouge fällt. So können die hohen Herrschaften mir wenigstens nicht in meine Fälle hineinpfuschen.«

»Erzählen Sie mir davon.«

»Also, der letzte. Ich weiß auch nicht mehr darüber, als allgemein bekannt ist. Es ist zwei Tage nach Ostern passiert, das heißt vor vier Nächten«, beginnt Nic. »Eine vierzigjährige Lehrerin namens Glenda Marler. Sie unterrichtete an der Highschool – derselben, auf die ich auch gegangen bin. Blond, blauäugig, hübsch, intelligent. Geschieden, keine Kinder. Am vergangenen Dienstag ist sie zum Road Side Bar Be Q gefahren, um sich Schweinebraten und Krautsalat zum Mitnehmen zu holen. Sie hatte einen blauen 94er Honda Accord. Zeugen haben beobachtet, wie sie das Restaurant verlassen hat und auf der Main Street, die quer durch die Stadt führt, in südlicher Richtung davongefahren ist. Dann ist sie verschwunden. Ihr Auto wurde auf dem Parkplatz der Highschool gefunden, an der sie arbeitete. Natürlich mutmaßt die Sonderkommission jetzt, sie hätte ein Rendezvous mit einem ihrer Schüler gehabt, weshalb der Fall nicht mit den anderen zusammenhänge und auf das Konto eines Nachahmungs-täters gehe. Schwachsinn!«

»Auf dem Parkplatz ihrer eigenen Highschool«, stellt Scarpetta nachdenklich fest. »Also hat er mit ihr gesprochen und etwas über sie in Erfahrung gebracht, bevor er sie bei sich im Auto hatte. Vielleicht hat er sie gefragt, wo sie arbeitet, und sie hat es ihm gesagt. Oder er hat sie schon seit einer Weile verfolgt.«

»Worauf tippen Sie?«

»Keine Ahnung. Die meisten Serienmörder verfolgen ihre Opfer zuerst. Aber es gibt keine festen Regeln, auch wenn die meisten Profiler das gern glauben würden.«

»Das andere Opfer aus Zachary«, fuhr Nic fort, »ver-

schwand, kurz bevor ich hierherkam. Ivy Ford, zweiundvierzig Jahre alt, blond, blauäugig, attraktiv, Bankkassiererin. Die Kinder sind schon auf dem College, der Mann war geschäftlich in Jackson, Mississippi. Also war sie allein zu Hause, als vermutlich jemand an ihrer Tür geläutet hat. Wie immer keine Kampfspuren. Überhaupt nichts. Sie hat sich einfach in Luft aufgelöst.«

»Man kann sich nicht einfach in Luft auflösen«, entgegnet Scarpetta, während sie sich die beiden Szenarien vorstellt und über das Offensichtliche nachdenkt: Die Opfer hatten keinen Grund, sich vor dem Täter zu fürchten, bis es zu spät war.

»Ist Ivy Fords Haus noch versiegelt?« Nach all dieser Zeit zweifelt Scarpetta daran.

»Die Familie wohnt wieder dort. Ich verstehe nicht, wie Menschen in Häuser zurückkehren können, wo so schreckliche Dinge geschehen sind.«

Nic will schon hinzufügen, dass sie das nie fertigbringen würde, lässt es aber dann. Einmal in ihrem Leben hat sie es nämlich getan.

»Wurde das Auto in dem jüngsten Fall, also dem von Glenda Marler, beschlagnahmt und gründlich untersucht?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Stundenlang haben wir ... na ja, ich nicht, ich war ja hier, wie Sie wissen ...« Nic ärgert sich. »Aber mir liegt der vollständige Bericht vor, dem ich entnehmen kann, dass wir eine Menge Zeit mit der Untersuchung verbracht haben. Meine Jungs haben jeden Fingerabdruck sichergestellt, den sie finden konnten. Die brauchbaren Abdrücke wurden mit der bundesweiten Datenbank AFIS abgeglichen, aber es gab keine Übereinstimmungen. Ich persönlich glaube, dass das nichts zu besagen hat, denn Glenda Marlers Entführer war meiner Ansicht nach nicht in ihrem Auto, weshalb er auch

keine Spuren hinterlassen haben kann. Die einzigen Fingerabdrücke am Türgriff stammen von ihr.«

»Was ist mit ihren Schlüsseln, der Brieftasche und anderen persönlichen Gegenständen?«

»Der Zündschlüssel steckte. Ihre Handtasche und die Brieftasche wurden auf dem Highschool-Parkplatz, nur wenige Meter vom Auto entfernt, entdeckt.«

»Geld in der Brieftasche?«, fragt Scarpetta.

Nic schüttelt den Kopf. »Nein. Aber ihr Scheckbuch und ihre Kreditkarten wurden nicht angerührt. Außerdem war sie kein Mensch, der mit viel Bargeld in der Tasche herumlief. Was sie dabei hatte, ist weg. Ich weiß, dass es mindestens sechs Dollar und zweiunddreißig Cent gewesen sein müssen, denn das hat der Mann im Restaurant ihr als Wechselgeld rausgegeben, als sie mit einem Zehn-Dollar-Schein zahlte. Ich habe meine Jungs darauf angesetzt, denn die Tüte mit dem Essen befand sich seltsamerweise nicht im Wagen. Deshalb fehlt auch die Quittung; wir mussten sie uns im Restaurant noch einmal ausdrucken lassen.«

»Also hat der Täter offenbar auch ihr Essen mitgenommen.«

Das ist merkwürdig und würde besser zu einem Einbruch passen als zum Gewaltverbrechen eines Psychopathen.

»Wissen Sie, ob die übrigen acht Vermissten beraubt wurden?«, erkundigt sich Scarpetta.

»Es hieß, ihre Brieftaschen seien leergeräumt und in der Nähe des Ortes, an dem sie entführt wurden, weggeworfen worden.«

»Und soweit Sie informiert sind, gab es in diesen Fällen keine Fingerabdrücke?«

»Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen.«

»Oder vielleicht DNA-Material aus Hautzellen, an den Stellen, wo der Täter die Brieftaschen angefasst hat?«

»Ich habe keine Ahnung, was die Polizei von Baton Rouge rausgefunden hat, denn die machen den Mund einfach nicht auf. Aber die Jungs von meiner Dienststelle haben alles untersucht, was sie in die Finger kriegen konnten, einschließlich Ivy Fords Brieftasche. Wir haben ihren genetischen Fingerabdruck – und außerdem noch einen, der nicht in der CODIS-Datenbank des FBI in Louisiana verzeichnet ist, die, wie Sie sicher wissen, gerade erst aufgebaut wird. Man ist mit der Eingabe der Proben dort so im Rückstand, dass man es gleich vergessen kann.«

»Aber Sie haben den genetischen Fingerabdruck eines Unbekannten«, hakt Scarpetta neugierig nach. »Obwohl wir davon ausgehen müssen, dass der genauso gut von irgendjemandem stammen kann. Was ist mit ihren Kindern und ihrem Mann?«

»Die DNA ist nicht von ihnen.«

Scarpetta nickt. »Dann muss man sich die Frage stellen, wer sonst noch einen guten Grund gehabt haben könnte, Ivy Fords Brieftasche zu berühren. Wer, außer dem Mörder.«

»Darüber grüble ich vierundzwanzig Stunden am Tag nach.«

»Und der jüngste Fall? Glenda Marler?«

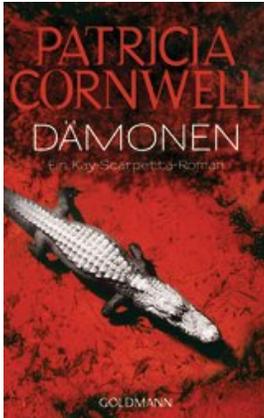
»Das Beweismaterial liegt in den Labors der State Police. Bis die Testergebnisse da sind, wird es eine Weile dauern, obwohl wir ihnen Dampf gemacht haben.«

»Wurde das Wageninnere mit einem Luma-Lite untersucht?«

»Ja. Nichts, nichts und noch mal nichts«, stöhnt Nic entnervt. »Keine Tatorte, keine Leichen, es ist wie ein böser Traum. Wenn wenigstens eine einzige Leiche auftauchen würde. Unser Leichenbeschauer ist spitze. Haben Sie schon von ihm gehört? Dr. Sam Lanier.«

Scarpetta kennt ihn nicht.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Patricia Cornwell

Dämonen

Band 12

Ein Kay-Scarpetta-Roman

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47740-1

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2013

Eine grausame Mordserie in der stickigen Schwüle der amerikanischen Südstaaten.

In Baton Rouge, Louisiana, treibt ein Serienkiller sein Unwesen – und all seine grausam zu Tode gequälten Opfer haben eine erschreckende Ähnlichkeit mit der Gerichtsmedizinerin Dr. Kay Scarpetta. Der bereits zum Tode verurteilte „Wolfsmann“ Jean-Baptiste Chandonne verspricht, Scarpetta eine heiße Spur in diesem Fall zu liefern, aber nur unter einer Bedingung: Sie selbst soll ihm bei seiner Hinrichtung die Todesspritze setzen ...



Der Titel im Katalog